

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 55. Bromberg, den 9. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ein neuer Geist war mit der blonden Anna Katharina in das Haus gekommen.

Ganz verscheuchen ließen sich die alten Geister zwar auch von ihr nicht. Aber sie zogen sich verstimmt, manchmal auch ein bißchen verschämt, in ihre Schlupfwinkel zurück.

Der tägliche Umgang mit Kindern hatte ihr das kindlich frohe Gemüt erhalten, das sie nun in das Haus am bergigen Waldknie ausströmen ließ, und das die Herzen derer gewann, die in ihm wohnten.

Kein Wunder. Denn sie hatte eine Gabe, mit ihnen umzugehen, mit der armen Leidenden da oben auf ihrem Schlafzimmer zu plaudern, ihr den Glauben an ihre Genesung wiederzugeben, die erbitterte Alte, für die sie eine stille Zuneigung fühlte, täglich zu besuchen und ihr, da ihre Augen bereits etwas schwach waren, aus der Zeitung oder aus Büchern vorzulesen.

Mit Friedrich Vandekamp hatte Anna Katharina die Aussprache, die sie sich lange vorgenommen und für die sie sich jedes Wort reiflich überlegt hatte, in einer stillen Nachmittagsstunde mit der ihr eigenen Ruhe und Bestimmtheit geführt.

Seitdem wurde nie wieder mit einer Silbe an diesen Dingen gerührt.

Aber das gute Verhältnis zu ihrem Schwiegervater gestaltete sich, nachdem das Trennende zwischen ihnen beseitigt war, mit jedem Tage wärmer. Denn Friedrich Vandekamp ertrug die Offenheit, die in seinem eigenen Wesen lag, nicht nur, er schätzte und liebte sie auch an anderen. Vielleicht wirkte die aufrichtige und mutige Art, mit der Anna Katharina ihm gegenüber die Sache ihres Vaters führte, auch deshalb auf ihn, weil er sich bei ernster Selbstprüfung in dieser Angelegenheit von einer Schuld nie frei gefühlt hatte.

Nur in ihren Beziehungen zu ihrer Schwägerin blieb es beim alten. Nicht als ob diese irgendwie unfreundlich oder gar gespannt waren. Aber sie verharrten in einer förmlichen Äußerlichkeit, die zu durchbrechen Anna Katharina nicht gelang. Und hier gab sie sich wirklich redliche Mühe, während ihr alles andere von selber zufiel.

Zwei schöne Wochen hatte sie im Hause ihrer künftigen Schwiegereltern verbracht. Nun trieb sie es zu ihrem Vater, der zu ihrer Freude auf der Oberförsterei seines Sohnes seiner völligen Wiederherstellung entgegensah. Und erst zu dem Feste, das man ihr und ihrem Verlobten rüstete, wollte sie zurückkehren.

*

Der große Tag war gekommen, und im Hause am bergigen Waldknie war alles Leben und Geschäftigkeit.

Eine Kranke hielt die Fäden in den blassen, krankhaft gestrafften Händen, zog sie fest an, lockerte sie dann wieder, daß sie von selber ihre Bahn liefen. Denn sie hatte alles so sorgsam durchdacht und vorbereitet, daß sie es gleichermaßen mit geschlossenen Augen von ihrem Bette aus sichten und leiten konnte, als stünde sie mitten auf der Diele unter ihren Mägden und Dienern, gäbe ihnen ihre Anweisungen und Aufträge.

Der Nachmittag kam.

Vom frühen Morgen an war es sehr heiß gewesen. Jetzt hatte sich der Himmel bezogen, und des Abends begann es vor der Zeit zu dunkeln.

Denn man befand sich erst in der Mitte des Juli.

Ein leiser Wind wachte auf, nahm langsam zu, sang seine Weisen um das Haus, in dem ein Licht nach dem anderen aufblitzte.

Nur in der Stube unten am schmalen Flurgang blieb es still und dämmerungstrübe.

Frau Sabine Wallburg-Werra war den ganzen Tag nicht aufgestanden, hatte auch ihr Mittagessen, das ihr Iduna Karstens unwirsche Hand auf den Nachttisch gestellt, nicht angerührt. Sie hatte die Nacht nicht geschlafen, versuchte es jetzt nachzuholen.

Aber kein Schlaf gesellte sich mitleidsvoll zu ihr. Die starrgrauen Augen weit geöffnet, lag sie wach in ihren Kissen.

Wozu sollte sie aufstehen? Und für wen? Was sollte sie hier, wo niemand sie haben wollte und der Wunsch doch übermächtig in ihr lebte, einen Menschen einmal auftauen, die arme, in den Staub getretene Seele ihm ausschluchzen zu können.

Aber niemand kam zu ihr, weder Friedrich Vandekamp, der jetzt wohl anderes zu tun hatte, noch Anna Katharina, ihre treue Trösterin.

Auch Pfarrer Wendland kam nicht mehr.

Und mitten in alledem kam eine Sehnsucht über sie, brannte in dem alten müden Körper mit fast jugendlicher Kraft: daß diese enge vom nahen Küchenrauch geschwärzte Tür einmal noch sich auftäte und sie durch sie hindurch in dem neu aufgearbeiteten Braunseidenen, das da müßig und trauernd in dem wurmdurchnagten Schrank hing, hinausträte in das Licht . . . die Freiheit . . . in das Leben. Daß sie ihr trostlos verfehltes Dasein einmal neu beginnen, in Freude und Sonne beschließen könnte!

Aber wann würde es geschehen?

„Niemals!“ seufzten die dürren Lippen vor sich hin.

Denn das Schlimmste und Schwerste hatte sie getroffen: Sie hatte die Hoffnung begraben, die ihr so lange diese allen erstaunliche Frische und Spannkraft verliehen, sie alle Entbehrungen und Demütigungen hatte ertragen lassen. Sie hatte den Glauben an den Erfolg ihres Prozesses verloren.

Sie hatte es nicht wahrhaben, hatte sich mit zäher Inbrunst immer wieder zu ihm emporraffen wollen. Aber diese bitteren Tage und die grenzenlose Verlassenheit hatten das ihre getan.

Nun mochten die da drüben feiern, mochten essen und trinken, tanzen und guter Dinge sein, sie berührte es nicht mehr. Die Bettdecke würde sie über das Gesicht ziehen, nichts hören mehr und sehen . . . am liebsten sterben!

Indessen war Ina auf ihrem Zimmer mit der Auswahl des Kleides beschäftigt, das sie heute abend anlegen wollte.

Das ursprünglich bestimmte von wassergrüner Seide mit reichem mattsilbernem Schmelzüberzug hatte sie bald wieder beiseitegelegt, weil es ihr zu prunkend und auffallend für eine Familienfeier, fand sie auch in großem Kreise statt,

erscheinen wollte, und ein schlichtes hellfarbenes gewählt, das ihr, für einen Abend wie diesen, passender dünkte.

Aber sie war nicht mit dem Eifer und der Sorgfalt bei der Sache, die sie solchen Dingen sonst zuzuwenden pflegte.

Eine Frage beschäftigte sie, ging ihr unaufhörlich durch den Kopf: Ob er seine Drohung wahrmachen, ob er wirklich nicht kommen würde?

Noch immer hatte sie nicht den Mut gefunden, es der Mutter zu sagen. Denn diese war seines Erscheinens so sicher, rechnete so fest auf seine Rede.

Sie gab der Zofe, die zugleich eine geschickte Schneiderin war, einige Anordnungen, die geringfügige Änderungen an ihrem Kleide betrafen, und wollte nun nach dem Vater sehen, der eben aus dem Geschäft nach Hause zurückgekehrt war — da gellte jenes langgezogene schrille Läuten durch das Haus, das nur aus der Krankenstube der Mutter kommen konnte und nach seinem vereinbarten Zeichen dieses Mal ihr galt.

Als sie nach oben kam, saß Frau Dörthe aufgerichtet in ihrem Bett, nahm eine Kostprobe von der Pastete, die heute als Vorspeise gereicht werden sollte, und gab der harrenden Köchin einige Winke zur Verbesserung der ihren Ansprüchen nicht genügenden Speise.

„Weshalb ich dich rufen ließ, liebes Kind", wandte sie sich mit einer bereits müde gewordenen Stimme an ihre Tochter. „Ich wollte dich bitten, Herrn Pfarrer Wendland, sowie er kommt, zu veranlassen, daß er sich zu allererst zu mir hinauf begibt. Ich bedarf seiner und möchte einige Minuten mit ihm allein sein, ihm auch noch einiges, das ich damals vergaß, für seine Rede auf die Kinder an die Hand geben."

Regungslos stand Ina, würgte an dem Wort, das sie entgegnen wollte.

„Nicht wahr, du wirst dafür sorgen?"

„Gewiß, Mutter . . . wenn er kommt."

„W e n n er kommt? Was willst du damit sagen? Er hat es mir fest versprochen. Und wer sollte sonst wohl die Rede auf das Brautpaar halten? Dazu gehört ein Geistlicher. Und zumal einer, der mit den Freuden und Leiden unseres Hauses so eng verschmolzen ist."

„Gewiß, Mutter. Er wird kommen. Natürlich kommt er."

War es nun Feigheit, daß sie es nicht über die Zunge bringen, auch jetzt noch nicht die Wahrheit bekennen konnte? Oder war es der Wunsch, die Mutter zu schonen?

Auf jeden Fall kam sie sich recht klein und arm in diesem Augenblick vor und war froh, als die Mutter, jetzt einigermaßen beruhigt, sie gehen hieß.

Aber was nun?

Einen Augenblick erwog sie, Pfarrer Wendland anzuläuten. Dann wieder fand sie, daß es ihrer gar nicht würdig war, und legte den Hörer fort.

Da trat Anna Katharina, die erst vor einer Stunde angekommen war, bei ihr ein. Und sofort war es ihr klar: Anna Katharina mußte es der Mutter beibringen! Sie war die einzige, die es konnte.

Aber nun bekam sie es nicht über das Herz, der jungen Schwägerin zu bekennen, was sich zwischen ihr und Pfarrer Wendland ereignet hatte. Dazu stand ihr diese zu fern.

Schließlich deutete sie zögernd an, daß es zwischen ihnen zu einer Aussprache über die Beteiligung der alten Frau an dem Fest gekommen sei und daß die Mutter, als sie nur den leisesten Ansatz machte, die Möglichkeit eines Fernbleibens des Pfarrers in Erwähnung zu ziehen . . .

„Natürlich darf man es ihr nicht sagen", unterbrach sie Anna Katharina mit der ihr eigenen schnellen Entschiedenheit. „Nur die Freude auf das Fest hält sie aufrecht. Nehmt ihr die, so klappt sie uns rettungslos zusammen."

„Was aber soll geschehen?"

„Der Pfarrer muß kommen, muß unter allen Umständen kommen. Ich werde zu ihm fahren."

Vor einem altertümlichen Hause, das im Schatten der Marienkirche lag, hielt der Wagen.

Kein Sonnenlicht lag auf diesem Hause. Nur ein schmaler Strahl, der sich verirrt zu haben schien, huschte über seinen hoch und steil aufsteigenden Giebel. Aber er war kein echter Sonnenstrahl. Sondern nur eine matte Widerspiegelung aus einem gegenüberstehenden Hause, das wie dieses einmal Patrizierwohnung gewesen und dann an die Kirche übergegangen war.

Alt mutete auch die Einrichtung des niedrigen, aber in beträchtlichem Ausmaß gebauten Zimmers an, in das man Anna Katharina führte: ein weit ausladender Schreibtisch, auf dem peinlichste Ordnung herrschte, dichtgefüllte Bücherregale an den Wänden und zwischen ihnen einige gute Stiche aus der biblischen Geschichte, alles von einfachem, ernstem Geschmack.

Sie kannte den Pfarrer nicht. Denn er war noch nicht lange in St. Marien, und in der Abgeschiedenheit des Matzkauer Schulhauses hatte sie wohl einmal von ihm gehört, ihn selber aber nie kennengelernt. Sie wußte nur, daß der Vater ihn hochschätzte und daß er sich damals seiner Sache bei Friedrich Vandekamp angenommen hatte. Das hatte ihm von vornherein ihr Herz gewonnen.

Nun suchte sie sich aus seiner Umgebung sein Bild zu gestalten und war nicht wenig erstaunt, als er nach kurzer Wartezeit eintrat und es so ganz und gar nicht mit ihrer Vorstellung übereinstimmte.

Zwar die mittelgroße Gestalt mit leichtem Gang hatte sie sich kaum anders gedacht. Aber auf das energische und doch so weich geschnittene Gesicht mit den großen dunklen Augen, in denen verhaltene Sehnsucht träumte, und die dann wieder so klar und zufassend blicken konnten, war sie nicht vorbereitet. Ja, es überraschte sie so, daß ihre frische Natürlichkeit, mit der sie auch ihr völlig fremden Menschen begegnete, einer leichten Befangenheit wich.

„Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen, Herr Pfarrer", begann sie, als sie sich beide um den runden, mit Büchern und Zeitschriften bedeckten Tisch gesetzt hatten, „und Sie erlauben wohl, daß ich sie Ihnen ohne Umschweife vortrage: Sie müssen Ihre Absage zurücknehmen und heute abend zu uns kommen."

„Ich m u ß?"

„Ja, Sie m ü s s e n."

„Und darf ich fragen, weshalb?"

„Weil eine Kranke auf Sie wartet. Sie hat es eben erst ihrer Tochter auf die Seele gebunden, daß sie Sie sofort nach Ihrer Ankunft auf ihr Zimmer führen sollte."

„Damit sie mir einige Anmerkungen für die Tafelrede geben könnte . . ."

„Die Sie mir und meinem Verlobten heute abend zu halten versprochen haben."

„Ah . . . Sie sind die Braut."

„Ja, ich bin die Braut. Und ich sehe nicht ein, weshalb ich auf Ihre Rede verzichten soll, auf die ich mich den ganzen Tag gefreut habe, zumal ich doch wirklich unschuldig an der ganzen Sache bin."

Die kleine kluge Anna Katharina! So geschickt hatte sie sich alles zurechtgelegt, mit so anmutigem Scherz suchte sie ihrem Gegenüber seine Zusage abzulisten. Aber den tiefernsten Augen, die ihr in gelassener Bestimmtheit entgegenblickten, hielt ihre weibliche Taktik nicht stand.

So fühlte sie die mühsam bekämpfte Verlegenheit aufs neue in sich aufsteigen und versuchte, einen anderen Ton anzuschlagen, der ihr hier mehr am Platz dünkte.

„Woher, Herr Pfarrer, die Frage werden Sie mir nicht verübeln, wissen Sie denn überhaupt, daß es nur Ihre Rede war, über die die Kranke mit Ihnen sprechen wollte? Wenn es nun etwas anderes wäre, etwas, das einer Schwerkranken vielleicht naheliegt . . .?"

„Dann würde ich unverzüglich kommen."

Wieder dieser ernst zufassende Blick, der die kleine Klugheit auf der Stelle entwaffnete. Ehrlich war Anna Katharina stets gewesen.

„Es war nur eine Vermutung. Jedenfalls werden Sie verstehen, daß ich sagte: Sie müßten kommen."

„Gut. Ich werde kommen. Aber an der Festtafel nehme ich nicht teil. Und auf meine Rede werden Sie verzichten müssen."

„Also uns wollen Sie strafen? Darauf kommt es heraus. Ist es nicht so? Ob es aber sehr christlich von Ihnen gedacht und getan ist, das Herr Pfarrer . . ."

Sie biß sich auf die Lippen. Sie wollte doch in einer anderen Tonart mit dem unerbittlichen Mann sprechen. Aber sie konnte nicht aus sich selber heraus. Sie nahm die Dinge und die Menschen nun einmal nicht so schwer, suchte ihnen leichtere und gefälligere Seiten abzugewinnen, konnte dem übermütigen Zug nicht gebieten, der um die kecken Lippen huschte, und nicht den auffunkelnden hellen Pünktchen, die durch die runden Kinderaugen spielten. Fast war es, als

ob seine unverändert ernste Art etwas Herausforderndes in ihr wachrief, das sie nicht länger zu bekämpfen vermochte, so redliche Mühe sie sich auch gab.

„Sie kennen den Grund, der mich zu meiner Absage bewog?"

„Meine Schwägerin hat mir eine kurze Andeutung gemacht."

Er erwiderte nichts.

„Es mag schwer sein, mit der alten Frau umzugehen", meinte sie, mehr aus dem Wunsche heraus, Ina in Schutz zu nehmen, als aus eigenem Antrieb.

„Das hat man mir schon einmal entgegengehalten. Aber sind wir schließlich nicht dazu da, die anderen zu tragen, auch wenn es schwerfällt?"

„Sie leiden alle unter diesem Zwiespalt im Hause."

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal fährt im D-Zug vorüber

Erlebnisse einer Bahnhofsfürsorgerin.

Von **Gabriele Müller.**

Es gibt Tage, an denen uns das Leben im allgemeinen und unser eigenes im besonderen trostlos langweilig erscheint. Nicht etwa, daß wir es — wie so oft — schwer zu meistern, problematisch oder gar sinnlos fänden, nein, nichts weiter als schlichtweg langweilig, uninteressant. Es geschieht zu wenig in diesem Leben. Das Schicksal, von dem man doch immer soviel Aufregendes in den Büchern liest, scheint gerade an unserem Fenster immer vorbeizufahren, wir mögen noch so viel hinausschauen und aufpassen.

Ach nein, das Schicksal ist immer mitten unter uns. Manchmal hockt es bei uns im Zimmer, aber wir merken es nicht und erkennen vielleicht erst Jahre später, daß uns sein Hauch berührte. Manchmal braust es gerade in diesem Augenblick in einem D-Zug an uns vorüber, manchmal sitzt es neben uns im Wartesaal, ohne daß wir es sehen. Man muß ein ganz besonderes Auge haben, um aus der Menge gleichgültiger Begegnungen und Gespräche das Schicksal herauszufinden. Man muß den scharfen Blick eines Kriminalbeamten und das warme mitfühlende Herz einer Mutter haben, man muß sich selbst verleugnen und nur aufgeschlossen sein für die Nöte und Sorgen anderer — dann wird man Schicksale finden, bei denen man helfend eingreifen, Gefahren abwenden und selber etwas gütiges Schicksal spielen kann. Es gibt Berufsgruppen, die solche einsatzbereiten Menschen zur Voraussetzung haben. Zu ihnen gehört die Arbeit der Bahnhofsmission.

Der Bahnhof Charlottenburg mag gewiß nicht sonderlich interessant erscheinen. Es geschah zum Beispiel dieses:

Eine Zukunft wird gestohlen.

Ein Mann und eine Frau wollen gerade einen Gepäckträger bezahlen. Der Mann will zu seiner Börse greifen, sucht, gräbt in allen Taschen, hastig, aufgeregt, und erstarrt im Schrecken: Das Geld ist fort! Die Fürsorgerin kommt gerade zurecht, die Frau, die in Schreikrämpfe fällt, aufzufangen. Der Mann stammelt nur immerfort: „Eine Kugel, eine Kugel, das ist das einzige, was jetzt noch bleibt. Unsere Zukunft ist vernichtet." Wenige Stunden vorher war dieses deutsche Ehepaar aus Belgien gekommen, um weiter nach Beßarabien zu fahren. Der Mann trug die ganze Barschaft zum Aufbau in der neuen Heimat bei sich: einen Schein von 10 000 belgischen Frank und 10 Scheine zu tausend Lei. In einem kleinen Kaffeehause in Charlottenburg waren sie Bauernfängern in die Hände gefallen, die Frau wurde durch lebhafte Unterhaltung abgelenkt, der Mann bekam ein Schlafmittel in die Tasse.

Nachdem die Fürsorgerin die Kriminalpolizei benachrichtigt hatte, überlegte sie, welche Möglichkeiten die Räuber wohl noch an diesem Abend hätten. Es war Sonnabend, alle Banken und Wechselkassen hatten längst geschlossen. Aber die Wechselstuben auf den Fernbahnhöfen! Da setzte sich die Fürsorgerin hin und telephonierte nacheinander sämtliche Wechselstuben auf allen Fernbahnhöfen Berlins an. Eine Stunde später meldete die Kasse vom Bahnhof Zoo, daß jemand einen belgischen 10 000 Frank-Schein zu wechseln wünsche. Unauffällig wurde der Mann festgehalten, bis das bestohlene Ehepaar zusammen mit der Kriminalpolizei erschien. — Ende gut, alles gut, das Schicksal war noch einmal gemeistert worden, ein auslanddeutsches Ehepaar konnte sich seine Zukunft aufbauen.

Nur ein Glas Milch.

Ein andermal fuhr ein gefährliches Schicksal mit einem Mädel von der Landhilfe zusammen im Zug von Ostpreußen nach Berlin. Diesmal konnte die Fürsorgerin das Mädchen gerade noch rechtzeitig vor einem Verbrechen bewahren, ohne daß — zunächst jedenfalls — etwas anderes vorlag als eine Warnung des guten Gefühls jener helfenden Frau. Sie sah im Wartesaal einen älteren Mann mit einem etwa vierzehnjährigen Mädchen bei einem Glas Milch sitzen. Welcher gute Geist veranlaßte sie, gerade mit diesem Paar ein Gespräch zu beginnen? Ihre Fragen beantwortete immer nur der Mann, das Mädchen schwieg. Jawohl, das sei seine Tochter und er kämen aus Ostpreußen von der Landhilfe und wollten weiter nach dem Rheinland. Seltsam, dachte die Fürsorgerin, daß Vater und Tochter gemeinsam von der Landhilfe kommen — da stimmt doch was nicht! — Aber man kann nicht von harmlosen Reisenden ohne Grund einen Ausweis verlangen, und so bot die Fürsorgerin dem Mann zwei Essensmarken der Winterhilfe an, die auch dankend angenommen wurden. Aber sie müsse die Papiere sehen, um die Marken ordnungsgemäß verbuchen zu können, meinte die Fürsorgerin freundlich. Der Mann zog aus seiner Tasche die Papiere des Mädchens. Nach seinen eigenen gefragt, spielte er den Ungeduldigen. „Wenn Sie derartig viel lächerliche Umstände machen, verzichte ich auf Ihre Essensmarken."

Was anfangs unbestimmter Verdacht war, wurde nun zur Gewißheit. Die Fürsorgerin holte die Polizei. Auf der Wache stellte sich heraus, daß er nicht der Vater, sondern ein Mitreisender war, der das Mädchen im Zug angesprochen hatte. Unter Tränen beteuerte das Mädel, daß er sich nur mit ihr unterhalten und sie im Wartesaal zu einem Glas Milch eingeladen habe. Erst viel später — vor Gericht — gab sie zu, daß er ihr versprochen habe, ihr Berlin während des mehrstündigen Aufenthalts zu zeigen, und ihr sogar während der Fahrt einen wertvollen Ring geschenkt hatte.

Ein Geschenk für ein junges Mädchen ist keine strafbare Handlung; die angegebenen Personalien wurden telephonisch überprüft und als Name und Adresse eines Unbescholtenen festgestellt. Der Mann mußte also freigelassen werden. Das junge Mädchen aber wurde von der Bahnhofsmission betreut und am nächsten Morgen in den richtigen Zug nach Hause gesetzt.

Haarscharf am Abgrund vorbei.

Dieser Morgen aber brachte im Charlottenburger Wartesaal einen seltsamen Fund: einen namenlosen Koffer, nach dem kein Besitzer fragte und der, als er auf dem Fundbureau geöffnet wurde, allerhand falsche Stempel, eine Photographie und eine große Menge Rauschgifte enthielt. Das Bild zeigte den gleichen Mann, der Tags zuvor den harmlosen Kinderonkel gespielt hatte. Natürlich war es nicht der friedliche Bürger, sondern dessen Schwager, ein vielfach vorbestrafter Verbrecher, der kurz vorher aus dem Zuchthaus entkommen war. Fünf Wochen später hatten sie ihn. Jetzt erzählte das Mädchen erst von dem Ring und den Versprechungen; und aus dem Ring, den Rauschgiften und dem Vorstrafenregister des Angeklagten tat sich noch nachträglich ein furchtbarer Abgrund auf, von dessen Rand die gute Hand der Fürsorgerin das Mädchen gerade noch zurückgerissen hatte. Nur weil sie mit einem unbestimmbaren Gefühl den kalten Hauch des Schicksals gespürt hatte, als es noch in ungreifbarer Ferne war.

Vielleicht muß man einen sechsten Sinn haben, um in dem fremden Leben, das an uns vorübergeht, das Schicksal zu erkennen. Denn das Schicksal ist nicht eine Erfindung der Romanschreiber — aber vielleicht haben nur gute Menschen oder Dichter diesen sechsten Sinn. Wen es einmal berührt hat, der wird nie mehr vom Leben sagen „Wie ein Roman", sondern höchstens von einem guten Roman: er ist schicksalhaft wie das Leben.

Kuriositäten um das Auto.

Von **Karl Waldemar.**

Das eigenartigste Auto der Welt besitzt zweifellos Mr. W. C. Henry aus Boston im Staate Massachusetts in USA. Er ist leidenschaftlicher Briefmarkensammler, und als nun eines Tages sein Auto unbedingt einen neuen Anstrich nötig hatte, kam er auf einen glänzenden Einfall und hat den Wagen völlig mit Briefmarken überklebt. Er brauchte dazu 18 927 Stück, die — das war sein Ehrgeiz — alle verschieden und alle gestempelt sein mußten. Die ganze Herrlichkeit überzog er dann mit einem regenfesten Dauerlack und fährt nun mit seinem Briefmarkenauto fröhlich durch die Gegend. O selig, o selig! — —

*

Zur Feier seiner hundertjährigen Selbständigkeit als Freistaat gab Nikaragua ein neues Gesetz heraus, laut dem alle Verkehrspolizisten abgeschafft wurden. Man wollte sparen, denn die Verwaltung kostete zuviel. In der betreffenden Verfügung heißt es: „Ochsenkarren bedürfen in Zukunft der Verkehrspolizei nicht mehr, denn jeder Ochse weiß auch ohne sie Bescheid. Autos und andere neuzeitliche Fahrzeuge aber haben den Verkehr der wirtschaftlichen Krise wegen eingestellt. Wann sie ihn wieder aufnehmen können, ist noch ungewiß."

*

Ebensowenig die letzte Fahrverbindung schon erfunden ist, kennt man die Zeit der ersten. Man weiß nur, daß es schon in der Bronzezeit, etwa 1500 Jahre v. Chr. Wagen gab, denn man fand auf alten Vasen, die bei Ausgrabungen zutage gefördert wurden, ihre Abbildungen.

Bei den ersten Olympischen Spielen (776 v. Chr.) fanden auch Wagenrennen statt, wenn auch noch nicht wie später mit den Siegeswagen im Viergespann. Und Thespis zog mit seinem Karren in der Provinz umher, um dem Volk von hier aus sprechende Chöre einzudrillen.

Selbst Taxameter gab es schon hundert Jahre v. Chr. Heron von Alexandrien war ihr Erfinder. Die Umdrehungen der Räder zeigten die Entfernung an. Er hatte sogar einen Automaten konstruiert, aus dem nach Einwurf einer Kupfermünze Weihwasser auf die Hände der Gläubiger träufelte.

*

Die größten Rivalen in der Geschwindigkeit sind Auto und Flugzeug. Welche Geschwindigkeiten werden zum Beispiel in der Sekunde entwickelt? Der Durchschnittsmensch legt, während der Sekundenzeiger einmal seine Bahn umkreist, nur einen bis anderthalb Meter zurück, das Pferd beim Rennen 4,5 Meter, Dampfschiff und Radfahrer 5 bis 12,5 Meter, der Schnellzug 20 bis 30 Meter, das Luftschiff 30 bis 40, Flugzeug und Auto bis 135, die Schwalbe dagegen 54 Meter, die moderne Gewehrkugel 860, die Erde 30 800, Licht und elektrische Wellen 300 Millionen und die Schnecke — 0,0015 Meter!

*

In Newyork hat ein Auto-Spezialgeschäft für Frauen seine Pforten geöffnet, das jeder hübschen jungen Dame ein Auto auf ein halbes Jahr gratis liefert. Die Dame muß dagegen die Verpflichtung eingehen, während dieser Zeit zu heiraten und das Auto alsdann von den Einkünften ihres Mannes abzuzahlen. Ein ausgezeichnetes Mittel. Die Männer drüben sind nämlich rein toll nach Frauen, die ein eigenes Auto haben und damit gut fahren können. Der Anreiz zur Heirat steigt dadurch beträchtlich, und in rund 95 von 100 Fällen kommt es zur Ehe.

Natürlich ist der Schreck des Mannes nachher umso größer, wenn er das Vergnügen, durch seine Frau fahren gelernt zu haben, plötzlich so teuer bezahlen muß. Aber es hilft — der Autofirma!

*

Bei weitem am gefährlichsten für Autos erwiesen sich bisher die Straßen in Indien. Es gehörte hier durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß ein Wagen in der Dunkelheit in eine Herde Elefanten raste, die spät abends von der Arbeit kamen. In solchen Fällen pflegten dann die Dickhäuter recht ungemütlich zu werden, obwohl sie weniger Schaden dabei litten als das Auto, das meistens in Trümmer ging.

Aus diesem Grunde wurde vor kurzem in Indien die Bestimmung erlassen, daß alle Elefanten an ihrem Schwanze eine rote Laterne tragen müssen, die im Dunkeln brennen muß.



Bunte Chronik



Der Ostwind hat die Schuld.

Wenn gelehrte Richter mit Laienrichtern gemeinsam das Urteil finden sollen, so ist das nicht immer ganz einfach. Jedenfalls sollten sich die Juristen dann hüten, durch ironische Ausdrucksweise die Gefahr von Mißverständnissen heraufzubeschwören. Sonst kann ihnen widerfahren, was einst dem englischen Richter Hawkins geschah. Vor ihm stand ein Mann, der des Geflügeldiebstahls beschuldigt war. Der Angeklagte wußte sich schließlich nicht mehr anders zu verteidigen als durch die Behauptung, die Hühner seien ganz freiwillig in seinen Pferdefuttersack geschlüpft, um dort vor dem rauhen Ostwind Schutz zu suchen. Die Geschichte war so unglaubwürdig, daß der Richter es sich ersparen wollte, näher auf das Geschwätz einzugehen. Er richtete also an die Geschworenen lediglich die Frage: „Meine Herren, glauben Sie der Verteidigung des Angeklagten?" Die Laienrichter berieten eine kurze Weile. Dann trat der Sprecher vor: „Ja, Mylord, wir glauben ebenfalls den Worten des Angeklagten. Er ist unschuldig . . ." Das Entsetzen des ehrenwerten Hawkins kann man sich unschwer ausmalen.

*

Ein Tiger hört Bach.

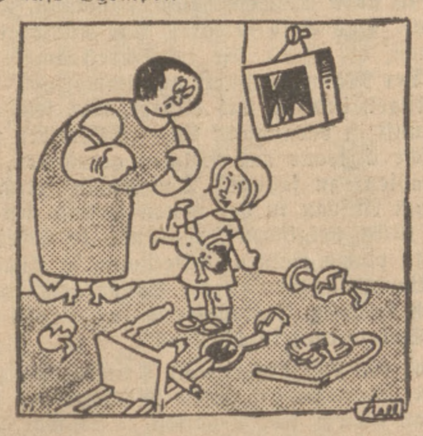
Im Senderaum der malayischen Rundfunkstation Kuala Lumpur spielte kürzlich eine britische Kammermusik-Kapelle. Die Sendung stand im Zeichen deutscher Musiker und sollte den Hörern der fernen ostasiatischen Station das Wesen abendländischer Tonschöpfung vermitteln. Die Fenster nach draußen waren weit geöffnet, der Senderaum selbst lag zu ebener Erde in einem blühenden Garten. Der Mond schien voll ins Zimmer und beleuchtete die Gruppe der eifrig Spielenden. Plötzlich schwang ein langer Schatten über die Brüstung eines Fensters — im Raum stand schweifwedelnd und leise knurrend ein ausgewachsener Tiger. Den Musikern gerann fast das Blut in den Adern. Geistesgegenwärtig ließ jedoch der Kapellmeister weiterspielen, als sei nichts geschehen. Eine Bachsche Fuge klang durch den Raum. Andächtig verharrte die Bestie. Wohl zog sie schnuppernd den Geruch der Menschen in sich hinein, ihre großen Katzenaugen glitzerten begehrlich über Geigenbögen und Klarinetten, wanderten zu des Basses Grundgewalt, aber weiter geschah nichts. Als die letzten Töne verklangen, drehte sich der Tiger gelangweilt um und verschwand mit gewaltigem Satz durchs Fenster.



Lustige Ecke



Die Probe aufs Exempel.



„Schau, Mama, es stimmt doch, was der Mann im Geschäft sagte daß diese Puppe nicht kaputt zu kriegen ist!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.